

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 36 (1946)
Heft: 44

Artikel: Operation [Fortsetzung]
Autor: Malander, Ruth
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649758>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

OPERATION

ROMAN VON RUTH MALANDER

«Diese Freundin ist dort verheiratet?»

«Ja, sie ist jung verheiratet. Sie war eine Schulkameradin Marias.»

«Haben Sie jemals bemerkt, dass Ihre Tochter in letzter Zeit bedrückt war? Hatte sie einen Kummer?»

«Kummer!» Der alte Herr sank noch mehr in sich zusammen, dann richtete er sich plötzlich auf.

«Sehen Sie, meine Herren, das ist ganz unmöglich; Maria hat mir nie etwas verheimlicht. Wenn Sie sie kennen! Sie ist ein offenes, liebes Kind. Hätte sie Kummer gehabt, sie hätte es mir bestimmt gesagt.» Er schwieg erschöpft.

«Erzählen Sie von Ihrer Tochter», sagte Keller. «Wie war ihr Leben in der letzten Zeit? Was tat sie, was beschäftigte sie?»

Er hörte, dass sie wie jedes junge Mädchen, das Zeit und Geld hatte, ihre Tage verbracht hatte. Sie fuhr Auto, Ski, Velo und wanderte gern. Sie spielte Klavier und Tennis und hatte mehrere Verehrer, die Stadler aber nicht näher kannte. Denn sie hatte sich, soviel er wusste, nicht näher um sie gekümmert. Ja, und sie liebte die Tiere. Sie war sensibel, da sie früh ihre Mutter verlor. Sein einziges Kind. Und sie liebte ihn, ihren Vater.

Diese letzten Worte rührten Keller erneut. Sie waren ein Schrei um Hilfe und verrieten alle Sorge und Angst dieses Vaters um sein Kind.

Er bemerkte plötzlich, dass er immer noch das Bild in seiner Hand hielt, und begann, es genauer zu betrachten.

Stadler berichtete weiter, aber seine Worte erklangen immer weiter und weiter von Keller entfernt, bis er sie schliesslich gar nicht mehr hörte. Denn das Bild, das er ansah, traf ihn mitten ins Herz. Lange Zeit stand er fast bestürzt da und starrte darauf nieder, erschüttert durch die Lieblichkeit der Züge, die er erblickte, überrascht durch den grossen Ernst, der in den dunklen Augen lag. Wohl lächelten die Lippen und das Gesicht war jung und lebendig.

Aber in den Augen lagen Schatten von Kummer.

Natürlich liebte sie ihren Vater. Dieses Geschöpf liebte alles, was in seine Reichweite kam, und es war arglos. Und daraus mochte sein Verhängnis geworden sein.

Er verabschiedete sich von den beiden Herren und verliess mit grossen Schritten das Zimmer.

Auf der Treppe stiess er mit Schwester Margrit zusammen, welche den Tee heraufbrachte. Schwester Margrit war eine kleine, rundliche und sehr lebhaft Person, welche ihre Neugier meist nur schwer im Zaum halten konnte.

«Ist es wahr, dass der Vater der verschwundenen Patientin beim Chef ist?» fragte sie, als Keller vorbeiging.

Der Kriminalkommissar bejahte. Sie blieb auf der gleichen Stufe mit ihm stehen, kam plötzlich ganz nahe an ihn heran und flüsterte ihm zu:

«Schwester Rosmarie müssen Sie sich ansehen. Heute morgen hat sie geweint!»

Dann wandte sie sich rasch ab und ging, ohne sich umzuwenden, die Treppe hinauf.

«Schwester Rosmarie — so so», murmelte Keller. Im Weitergehen dachte er, dass ihm das scheue, gedrückte Wesen dieser Schwester schon am Morgen aufgefallen war. Sobald wie möglich wollte er mit ihr sprechen.

*

Nun schien die Sonne schon wieder heiss, und von der Kühle des nächtlichen Gewitters war wenig übrig geblieben. Die Strasse zog sich vom Spital über grüne Felder in Windungen an einigen Bauernhäusern vorbei. Wenige Bäume spendeten Schatten, und Keller drückte den Hut in die Stirn, um die heissen Strahlen abzuhalten. Seine Gedanken wanderten. Hier auf dieser Strasse war vor wenigen Tagen das junge Mädchen mit dem lieblichen Gesicht gegangen, aber den umgekehrten Weg — den ins Spital. Ganz allein. Es hatte nur wenige Sachen bei sich, ein kleines Köfferchen mit etwas Wäsche,

einige Andenken, Geld? Sicher, davon hatte sie genug. Das trug sie in ihrer eleganten Handtasche. Und noch etwas trug sie bei sich. Ein Herz voll Angst und Kummer. Das war so gewiss, als er hier ging. Es ist doch ein bitterer Gang, so ein Gang ins Spital. Doppelt bitter, wenn man ihn ganz allein tun muss. Denn ob man will oder nicht, unwillkürlich, wäre es auch zur leichtesten Operation, die Gedanken gehen und gehen ihren Weg bis dort, wo sie eigentlich nicht hin wollten, bis dort, wo sie an das Tor kommen, durch das man das Leben verlässt, um nicht wiederzukommen. Dort hin waren sicher auch Marias Gedanken gewandert, als sie da so mutterseelenallein mit ihrem Köfferchen über die Strasse pilgerte.

Und woran hatte sie noch gedacht? An ihren Vater vielleicht, an ihre Mutter, die vor vielen Jahren gestorben war. Sie hatte gegrübelt. Wenn meine Mutter noch lebte, so wäre ich jetzt nicht hier. Und dann wandten sich ihre Gedanken noch zärtlich zu ihren Tierlein, zu den Hündchen, die sie von der Strasse geholt und lieb gehabt hatte wie gute Freunde. Das war nun alles vorbei. Hier ging sie in ein unbekanntes Krankenhaus. —

Und damit war sie wieder bei ihrem Kummer angelangt, und die Qual in ihrem Herzen wurde grösser, Schritt für Schritt. So war sie gegangen und war ins Spital gekommen und hatte gesagt, dass sie Schmerzen und Fieber habe. Vielleicht hatte sie auch geweint auf ihrem Weg —

Keller blieb mitten auf der Strasse stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Ja, sicher hatte sie auch geweint. Und auch jetzt war sie vielleicht irgendwo allein in noch grösserer Angst und Not und weinte. Tat er recht daran, diesen Fall auf sich zu nehmen und allein das Geheimnis ergründen zu wollen, das das junge Mädchen einsam in ein fremdes Dorf geführt hatte? Keller war nicht mehr jung, und gerade jetzt fühlte er sich müde und von der Hitze wie gelähmt. Wie nahe er daran war, eine wichtige Entdeckung zu machen, ahnte er nicht. Er hatte plötzlich nur dunkle, hoffnungslose Gedanken.

Da war nun das Dorf. Keller betrat es gesenkten Hauptes und hielt sich im Schatten. Er war erstaunt, als er hörte, dass mehrere Leute stehen blieben und ihn grüssten, als er aber aufsah, bemerkte er, dass die Grüsse nicht ihm galten, sondern einem Manne, der vor ihm ging und den er bisher gar nicht beachtet hatte. Und doch musste er von Anfang an vor ihm hergegangen sein, denn er erkannte ihn jetzt.

Es war Doktor Richard.

Zwar war er Keller am Morgen nur ganz flüchtig vorgestellt worden. Aber



Friedhofkapelle in Bignasco (Valle Maggia)

Allerseelen

Den Toten zugewendet
Ist heut mein Angesicht.
Die Wallfahrt ist beendet,
Nur meine ist's noch nicht.

Es reihen sich die Schreine,
Und viele Urnen stehn.
Komm, Herz, mit dir ins reine
Im irdischen Geschehn.

Es naht einst eine Stunde,
Wie bald schon kann es sein,
Da trittst du in die Runde
Der stillen Toten ein.

Walter Dietiker

diesen Mann behielt man im Gedächtnis, wenn man ihn einmal gesehen hatte. Sehr gescheite Augen, eine hohe Stirn, ein fast kahler, gewölbter Hinterkopf — das Ganze glich im Ausdruck irgendwie einem klugen Bulldoggen.

«Richard!» hatte er bei der Vorstellung kurz zu ihm gesagt, sich knapp umgedreht und war gegangen. Aber Keller hatte sich Mann und Namen gut gemerkt.

Eine willkommene Gelegenheit, ihn hier zu treffen! Keller trat aus dem Schatten und verlängerte seine Schritte, um ihn einzuholen. Aber in diesem Moment bog der Arzt von seinem Wege ab und betrat einen kleinen Laden auf der anderen Seite der Strasse. Keller blieb stehen.

Er sah in die kleine Scheibe, die mit tausenderlei Dingen, von der Wäscheleine bis zur Zahnpasta, angefüllt war, und wartete. Er wunderte sich, dass Doktor Richard in diesem kleinen, fast schmutzig aussehenden Laden einkaufte, obwohl es weiter oben im Dorf genug helle, moderne Geschäfte gab. Dies hier war ein kleines, zweistöckiges, altes Haus.

Vielleicht war auch hier Maria gegangen, war stehengeblieben und hatte den langweiligen Krimskram in dem kleinen Fenster angeschaut. Denn was tat sie den ganzen Tag in diesem Dorf? Ging spazieren, sah sich die Läden an und versuchte, ihr schweres Herz zu vergessen.

Aber wie lange doch Dr. Richard brauchte, um seine Zahnpasta, oder was er sonst brauchte, zu kaufen!

Und vielleicht war sie sogar in den kleinen Laden eingetreten und hatte etwas gekauft. So ein kleines, rotes Lederhalsband für ein Hündchen. Oder ein paar seidene Strümpfe. Vielleicht hatte sie es nur getan, um eine Weile, eine kleine Weile von ihren Sorgen abgelenkt zu werden. Oder sie hatte sich gewünscht, dass irgend jemand etwas zu ihr sage, denn war sie nicht stundenlang schon allein umhergegangen?

Mitten aus seinen Gedanken wurde Keller plötzlich argwöhnisch, vergass die Hitze und Müdigkeit und wurde hellwach. War da nicht eine halbe Stunde vergangen und Dr. Richard kam nicht zurück. Eine plötzliche Eingebung stieg in ihm hoch. Verdacht regte sich in seinem Herzen.

Rasch entschlossen machte er die Türe zu dem kleinen Laden auf. Eine Ladenglocke schlug an, und aus dem Hintergrund trat eine ältere Frau an den Ladentisch und fragte ihn, was er wünsche.

Aber der Laden war leer.

«Verzeihung», sagte er. «Der Herr, der vorhin zu Ihnen ins Geschäft kam

— kann ich ihn vielleicht einen Moment sprechen?»

Die Frau sah ihn erstaunt und misstrauisch an. Er bedauerte, dass der Raum zu dunkel war, als dass er den Ausdruck ihres Gesichtes hätte erkennen können. War sie erstaunt oder war es ein höhnischer Blick, den sie ihm zuwarf?

«Wen meinen Sie, bitte?» fragte sie. «Ich lebe hier allein mit meiner Tochter.»

«Der Herr, der vorhin hier eintrat. Ich suche ihn. Ich möchte ihm gerne etwas mitteilen.»

Wieder der «erstaunte» Blick.

«Ich weiss nicht, wen Sie meinen. Vor einer halben Stunde war ein Kunde hier, aber er ist längst weggegangen.»

Sie stützte die Hände auf den Ladentisch, sah ihn abwartend an und schwieg. Keller wollte gerade gehen, als sie unverhofft noch einige Worte hinzusetzte.

«Ich kenne ihn nicht», sagte sie und eine boshafte Betonung schien in dem kleinen Satz zu liegen.

Keller entschuldigte sich und verliess den Laden. Er war vollkommen sicher, dass der Arzt das Geschäft betreten und nicht wieder verlassen hatte. Wenigstens nicht durch die Ladentüre. Das Haus hatte allerdings auf der Seite einen zweiten Ausgang. Aber auch diese Türe hatte er von der Strasse aus unter den Augen gehabt. blieb nur noch die Möglichkeit, dass sich eine dritte Türe auf der hinteren, den Feldern zugekehrten Seite befand. Langsam machte er eine Runde rings um das Haus herum, fand aber nichts.

Nun — Häuser und Menschen merkte er sich, und zu seiner Zeit würde er ihr Inneres aufdecken.

Keller drückte den Hut wieder in die Stirn und ging weiter.

«Ich kenne ihn nicht», hatte die Frau gesagt. Aber Richard war Arzt und lebte seit einer Reihe von Jahren in diesem Dorf. Auf der Strasse erkannte und begrüsste ihm jedes Kind. Die Frau hatte sich verraten.

Die Frau log.

*

Keller kam nun tiefer ins Dörfchen Breitbach, das in seiner Mitte fast wie ein kleines Städtchen aussah. Haus an Haus aneinandergebaut, zu beiden Seiten der gepflasterten Strasse. Es erinnerte ihn stark an den Ort, wo er selbst aufgewachsen und als Kind sich getummelt hatte, vor langer, langer Zeit. Kinder gingen auch hier, die Schultasche am Rücken, an ihm vorbei und erfüllten die Strasse mit Lärmen und Spielen.

Die «Krone» lag am Ende der Strasse. Es war, wie Keller feststellte, ein behäbiger, einladender Landgasthof, zu dem er nicht ungern seine

Schritte lenkte. Ein Bier wäre jetzt richtig, dachte er, als er vor dem Haus stand. Und er betrat zuerst die geräumige Gaststube zu ebener Erde.

Zu dieser Zeit war sie sozusagen leer. Ausser ihm waren nur zwei Gäste anwesend, zwei Bauern, die in einer Ecke aufeinander einredeten und irgendeinen Handel abzuschliessen schienen.

«Ein Dunkles, Fräulein», sagte er zu der eintretenden Serviertochter und lehnte sich zurück, um zu verschaukeln.

Hier hatte Maria gewohnt, das Mädchen mit dem lieblichen Gesicht. Sie passte hierher wie die Faust aufs Auge; eine elegante, junge Dame mit einem Herzen voll Kummer und bleichen Wangen, in diesem Haus voll blühender Blumen, gesundes Leben und friedlicher Behaglichkeit. Hier musste sie sich einsamer, beschwerter gefühlt haben denn je. Oder waren Stille und Friede des einfachen Gasthofes ihr ein Halt gewesen?

«Fräulein Stadler aus Zürich hat bei Ihnen gewohnt?» fragte er die Serviertochter, als sie mit dem Bier zurückkehrte.

Das Mädchen mit seinem runden Gesicht und den roten Backen blieb sofort wie angegallt an seinem Tischchen stehen und sah mit neugierigen Augen auf ihn nieder. Sie sprach eine langsame, breite Mundart.

«Sie musste ins Spital, und jetzt sei sie verschwunden, stellen Sie sich vor! Dabei ist sie vor kurzer Zeit noch hier herumgegangen. Aber ich habe gleich gedacht, dass etwas nicht stimmt. So still, wie sie immer war, und gewohnt hat sie auch. Und die Frau hat gesagt, bestimmt ist das eine aus der Stadt, die Liebeskummer hat. Und gegessen hat sie fast nichts, wissen Sie, sozusagen gar nichts!»

«So, so», sagte Keller und trommelte gedankenvoll mit seinen Fingern auf der Tischplatte.

Es stimmte also, dass die junge Maria schweren Kummer gehabt hatte. Und er sass hier auf der Suche nach ihr vor einem Bier und verlor Zeit.

«Ich suche sie nämlich», sagte er zu dem Mädchen neben seinem Stuhl. «Können Sie mir sagen, Fräulein, hat Fräulein Stadler in den Tagen, die sie hier verbrachte, jemals Besuch gehabt?»

Er bekam keine Antwort, und als er aufblickte, sah er, dass das Mädchen ihn mit weitaufgerissenen Augen anstarrte.

Oh — Sie — Sie suchen sie? Sind Sie also von der — — —

«Ja, ich bin von der Polizei, Fräulein, wenn Sie das meinen. Ich hoffe, hier einige Anhaltspunkte für Fräulein Stadlers Verbleib zu finden.»

«Soll ich die Frau rufen?»

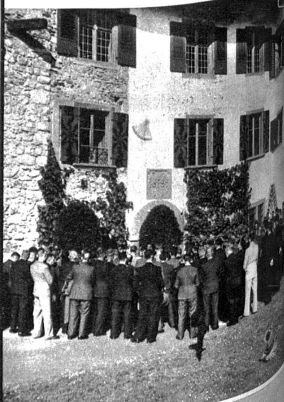
(Fortsetzung folgt)

Rechts:
Die Spiezer Musik voran, marschierten Soldaten und Offiziere kameradschaftlich in gleichem Reih und Glied zum Schloss hinunter.

Mitte unten:
Echler Soldatengeist sprach aus den Worten des Feldpredigers, die er an die Mannen der Kompanie richtete

Unten:
Am Bahnhof in Spiez besammeln sich die Mannen der Kompanie

Wachet



Wir haben einer von vielen Grenzbesatzungsfeldern beigegeben. In Spiez trafen sich Sonntag die Mannen einer Besatzungskompanie. Der Musikverein Spiez hatte die Einheit mit klingendem Spiel vom Bahnhof zum imposanten Sitz der verdienstvollen Geschlechter der Bubenberg und Ernster. In der angeschlossenen Viererkolonnenformation der Hauptmann neben dem Kommandanten, die Zugführer zufällig verteilt in der Reihe ihrer Mannschaften. Zehn Abteilungsleiter, die saubere Kameradschaft, die Kameradschaften bestehen bleibt. Im Schlosshof erfüllte der Feldprediger die Kompanie mit der Erfüllung ihrer Aufgabe, auch wenn der Feind von aussen ist auf unbelebter Zeit gebannt, den Feind von innen zu verstehen, die saubere Kameradschaft, das soziale Verständnis, die freudige Bereitschaft zum Einsatz für alle, alle für Einen, begegnen. Das Aufeinanderangewiesenseins, das soll bleiben in alle Zukunft, zum Nutzen des Landes in guter und schwerer Zeit. Die Kompaniekommandanten eindrucksvoll dem «Ring i der Chetti»: «Mir hei ne Heimat, mir syn ere e ganze Ma schuldig».

Nach der Feier im Schlosshof trafen sich die Mannen, die unter ihrem verehrten Kommandanten selbstverständliche Pflichterfüllung und gute Kameradschaft ohne viel Beiwerk und scharfe Worte gelernt hatten, und wieder einmal wurden mit Stolz die Anerkennung hervorgeholt, nach deren dieser Zeit zumeist ergrauter Soldaten als Muster für Dienstauffassung und Pflichterfüllung angestellt wird.

Das war eine von vielen Kompanietagungen. Der Name der Einheit, der Offiziere, der Soldaten, spielt dabei keine Rolle. Die Einheit wird sich das Ereignis wiederholen. Der Geist aber, und darüber wollen wir uns freuen im Jahre nach Schluss des grauenvollen Krieges, wird der gleiche sein. Bauer, Arbeiter und Unternehmer spannen zusammen für ein Ganzes. Und ihnen gilt das Mahnwort des Predigers:

Der Mulden-Peter war mit dem Entschluss seiner Tochter zufrieden, hatte er früher doch selbst geschwungen und hielt die schöne Kunst noch immer hoch in Ehren.

Der grosse Tag war gekommen. Im Ried, einem schön gelegenen grossen Platz, gleich am Dorfrand, waren drei Sägmehlringe ausgestreut worden. Viele Schau-

Der Waldrain-Bauer war noch einer von altem Schrot und Korn. Von morgens früh bis abends spät wirkte und schaffte er und war in der ganzen Gegend als tüchtiger Mann bekannt und geachtet. Der Mulden-Peter, wie man ihn im Dorf nannte, hatte eine fleissige Frau und eine einzige Tochter namens Käthi. Letztere war ein hübsches Mädchen mit blonden Haaren und braunen Augen. Da das Schulhaus jenseits des Dorfes lag, hatte Käthi einen Schulweg von zwanzig Minuten. Es war aber nie allein, denn mit ihm kam immer des Mieschboden-Bauers Sämeli, der Sohn eines weniger begüterten Bauers. Die beiden mochten sich recht gut leiden, und bei der Jungmannschaft des Dorfes munkelte man Verschiedenes.

Es kam die Zeit, wo beide aus der Schule kamen. Käthi half zwar weiter daheim auf dem elterlichen Hof, aber Sämeli musste für ein Jahr in das Welschland. Nach dieser Zeit tauchte Sämeli wieder auf, und man konnte ihn öfters mit seiner früheren Schulkameradin, der Käthi, sehen. Der Waldrain-Bauer sah das aber nicht gern. Nicht dass er etwas gegen Sämeli gehabt hätte, nicht im geringsten, doch meinte er, Sämeli sei zu schwach, um einmal einen Hof übernehmen zu können. Käthi solle sich diese Liebschaft aus dem Kopf schlagen, und es habe überhaupt noch Zeit, es gebe noch manchen flotten Burschen im Dorf.

Käthi war nicht der gleichen Meinung, sagte aber nichts. Sämeli verliess eines Tages von neuem das Dorf, um eine landwirtschaftliche Schule zu besuchen. Wo er war, wusste eigentlich niemand genau, da der Mieschboden-Bauer ein verschlossener, wortkarger Mann war. Zweimal hatte Käthi noch Post bekommen, dann aber nichts mehr. Die Briefe waren auf der Bahnpost aufgegeben worden, so dass kein Abgangs-ort auf dem Stempel zu erkennen war.

Jahre verflossen nun, und das Leben im Dorf ging weiter. Käthi war eine hübsche Tochter geworden und weitherum von den Burschen umschwärmt und begehrt. Doch war sie nicht so leicht zu haben, und wer die Wahl hat, hat die Qual. Da waren nämlich gleich zwei stramme Bauernsöhne aus dem Dorf, mit gutem Ruf und schönem Hof, die um Käthis Hand anhielten. Beide waren öfters auf Besuch beim Mulden-Peter, bald eine, bald der andere. Käthi wusste nicht ein noch aus, mochte es doch den Mieschboden-Fritz wie den Räber-Hans gut leiden. Da kam ihm ein feiner Zufall zu Hilfe. Im Dorfe rüstete man sich zum kommenden Schwingfest, das zu den bekanntesten gehörte von nah und fern. Nur die besten Schwinger wurden dazu eingeladen. Fritz und Hans waren auch dabei, ja man zählte sie sogar zu den «Bösen». Als eines Abends Fritz und Hans zufälligerweise miteinander auf dem Waldrainhof auf Besuch waren, erklärte ihnen Käthi, dass es denjenigen von ihnen heiraten werde, der obenau schwinde. Das war bald das Dorfgespräch. Jeden Abend wurde nun in der Hofstatt geübt und geschlungget, dass man seine helle Freude daran haben konnte. Fritz und Hans zeigten sich hier schon von ihrer besten Seite, indem jeder natürlich für sich, die jeweiligen Gegner in Kürze erledigte.

Der Mulden-Peter war mit dem Entschluss seiner Tochter zufrieden, hatte er früher doch selbst geschwungen und hielt die schöne Kunst noch immer hoch in Ehren.

Der grosse Tag war gekommen. Im Ried, einem schön gelegenen grossen Platz, gleich am Dorfrand, waren drei Sägmehlringe ausgestreut worden. Viele Schau-

lustige waren gekommen; sogar aus dem 15 Kilometer entfernt gelegenen Städtchen hatten sich Besucher eingefunden.

Der Waldrain-Bauer hatte sich mit seiner Tochter zwei der vordersten Plätze gesichert und harrte nun der Dinge, die da kommen sollten. Die Dorfmusik «Harmonie zur Eintracht» spielte den Eröffnungsmarsch, als die ersten Paare Griffe fassten.

Das Anschwingen dauerte bis gegen Mittag, und als das Anschwingen begann, standen Hans und Fritz in den vorderen Rängen. Beide hatten sich bisher glänzend ihrer Aufgabe entledigt. Nachmittags um drei Uhr begann der Ausstich. Da waren ihrer acht, die den Titel eines Schwingerkönigs unter sich ausmachten. Nach einer halben Stunde standen noch vier ungeschlagen an der Spitze, unter ihnen Hans und Fritz. Jetzt kamen die letzten zwei Paare an die Reihe. Direkt vor dem Mulden-Peter und seiner Tochter stiegen nun die beiden Freier in die Hosen. Man hatte sie zusammengestellt und im Ring nebeneinander zwei andere, Unbekannte. Das war ein Kampf! Die beiden Burschen um Käthis Hand machten sich das Leben sauer. Bald war der eine, dann der andere in Gefahr, auf den Rücken gelegt zu werden. Das halbe Dorf umsäumte dichtgedrängt den Ring und verfolgte gespannt den Ausgang des Kampfes, wo doch jeder wusste, um was es ging. Da, plötzlich ein leiser Aufschrei in der Menge, und Fritz hatte Hans mit innerem Brennen zu Boden und auf den Rücken befördert. Hans war nun für Käthi endgültig ausgeschieden. Jetzt musste Fritz noch mit dem Sieger vom Ring nebeneinander den letzten Gang bestreiten. Es wurde eine kleine Pause eingeschaltet, in welcher sich Hans verzog. Fritz dagegen war in angeregter Plauderei mit Mulden-Peter und seiner Tochter. Nun wurde zum Schlussgang aufgerufen. Matter-Fritz betrat von neuem den Ring und von der andern Seite der fremde Schwinger. Dieser war ein wahrer Athlet und trug ein kleines Schnurrbärtchen. Nun hatten sie Griff gefasst; es ging los. Aber was war das, der Fremde riss Fritz mit unbändiger Kraft vom Boden, zog ihn an sich und liess sich rückwärts fallen. Auf dem Platz war alles still, und Hunderte von Augenpaaren verfolgten die beiden Schwinger. Hup, der Fremde drehte sich im Fallen elegant mit Fritz und dieser flog mit dumpfem Tötsch ins Sägmehl und schaute in die Sonne. Der Fremde hatte mit raffiniertem Schlung gewonnen. Der Beifall war nicht extra, hätte man doch allgemein Fritz lieber als Schwingerkönig gesehen als einen Fremden. Dieser schritt nun auf den Mulden-Peter und dessen Tochter zu. Dort angelangt, riss er plötzlich mit schnellem Griff sein Schnurrbärtchen weg, und wer stand vor ihnen? Der Mieschboden-Sämeli, leibhaftig, er war es. Er hatte sich stark verändert, ohne Schnurrbärtchen erkannte man ihn jedoch sofort. Käthi wurde rot über das ganze Gesicht und gab Sämeli verlegen die Hand. Nun ging ein Jubel los; man hatte Sämeli erkannt, und alles wollte ihn sehen. Dieser aber verzog sich mit Mulden-Peter und seiner Tochter, wo noch am gleichen Abend bei letzterem zu Hause Käthi mit ihrer ersten Liebe, dem Mieschboden-Sämeli, Verlobung feierte.

Sämeli war sechs Jahre fort gewesen und hatte in der Fremde das Schwingen erlernt. Durch Zufall bekam er Wind von Käthis Entschluss und entschloss sich, da seine Jugendliebe noch zu haben war, heimzukehren und am Schwingfest teilzunehmen. Um nicht sofort erkannt zu werden, klebte er sich ein Schnurrbärtchen an. Auf diese Weise gelang es ihm, unerkannt zu bleiben, bis er selbst sich zu erkennen gab.